

Schicksalsschwestern

Damian Wolfe

Unaufhaltsam wie ein eisiger Wintersturm stapfte Sven der Kahle über die schlammigen Überreste der einst saftiggrünen Wiese. Flüche, Befehle und Schreie erfüllten die Luft; der Gestank von Blut und Tod bedeckte den Boden.

In Svens Augen funkelte der Wahn eines Berserkers, als er die Axt in die Höhe riss und dann mit einem markerschütternden Schrei nach unten sausen ließ. Der Hieb spaltete den Schädel seines Feindes, der wie vom Blitz getroffen zu Boden ging.

Einen Kriegshund, der ihn mit geifernden Lefzen ansprang, wischte Sven mit einem gezielten Fußtritt beiseite. Das klägliche Jaulen des Tieres drang an seine Ohren, erreichte aber nicht seinen Verstand.

Kalter Schweiß troff unter Svens verbeulten, mit unzähligen Kratzern übersäten Helm hervor, als er einen Schwertstich mit der Axt abblockte. Seine freie Hand schoss vor, packte den Feind an der Gurgel und zerquetschte dessen Kehlkopf. Sven beendete das röchelnde Leben, indem er dem Fremden kurzerhand den Kopf von den Schultern schlug.

Schon wälzte sich die nächste Welle blutgieriger Angreifer den Hügel hinab. Der Kern seines Verstandes flehte Sven an, den Befehl zum Rückzug zu geben. Doch das Feuer in seinen Adern trieb ihn weiter in die Flut aus Fleisch und Eisen.

»Odin!«, brüllte er, als sich seine Axt durch dünnen Stoff und verletzliche Haut in einen Brustkasten fraß.

»Odin!, Odin!«, erschallte die Antwort der Männer, die ihrem Anführer an Entschlossenheit in nichts nachstanden.

Von allen Seiten fielen die Feinde nun über Sven her, der sich, wie der Götterwolf Fenrir selbst, gegen die Angriffe wehrte. Zwei der Angreifer brachen unter seinen wütenden Hieben zusammen, einen Dritten streckte seine mächtige Faust nieder.

Dann bohrte sich unerwartet ein stechendes Feuer in seine Eingeweide.

Ungläubig starrte Sven auf die schmale Klinge, die aus seinem Bauch ragte. Konnte ein so winziges Stück Metall wirklich solche Schmerzen verursachen? Seine Axt fiel zu Boden, als ein weiteres Schwert seine Hand abtrennte.

»Odin ...«, keuchte Sven, bevor er zusammenbrach.

Mit steinerner Miene verfolgte Mista den Verlauf der Schlacht. Sie hatte keine Eile. Ihre Zeit würde kommen, das wusste sie. Sie lächelte zufrieden, während sie beobachtete, wie Sven der Kahle Gegner um Gegner beseitigte.

»Einherjar«, flüsterte sie, als die zweite Angriffswelle über Svens Kopf zusammenschlug.

Es waren zu viele, selbst für einen unerschrockenen Hünen wie ihn. Er würde fallen, bald, und es würde ein Tod sein, der eines tapferen Kriegers würdig war.

»Einherjar«, flüsterte Mista erneut und besiegelte Svens Schicksal.

Endlich ließen die Angreifer von ihm ab und marschierten weiter. Eine Träne rann über Mistas Wangen, und sie stimmte ein Klagelied an, um den Tod eines weiteren großen Kriegers zu betrauern.

Anmutig schritt sie über das Schlachtfeld, über dem ein Kriegshorn zum letzten verzweifelten Widerstand aufforderte. Ihr Blick huschte über glasige Augen und schmerzverzerrte Gesichter, über verstümmelte Körper und blutgetränkten Boden. Sie hätte sie am liebsten alle erweckt, doch das durfte sie nicht. Einer aber hatte sich das Recht verdient, in Walhall einzuziehen.

»Steh auf, Sven Helgisson, den man den Kahlen nennt. Steh auf und folge mir«, hauchte Mista, als sie den Leichnam des Kriegers erreicht hatte.

Sven öffnete die Augen und blinzelte sie an.

»Odin?«, fragte er mit kratziger Stimme.

Gütig lächelnd schüttelte Mista den Kopf.

»Aber Odin wird dich in Walhall willkommen heißen. Dich und die anderen Einherjar.«

»Einherjar?«, wiederholte Sven und setzte sich auf. »Dann habe ich versagt. Dann bin ich gefallen, und du bist ...«

»Eine Walküre, ja«, vollendete Mista den Satz. »Doch hättest du versagt, wäre ich nicht hier.«

Sven presste die spröden Lippen zusammen, bis sie nur noch ein Strich in seinem vernarbten Gesicht waren. Dann griff er nach seiner Axt und erhob sich.

»Nach Walhall?«, fragte er unsicher.

»Ja, Sven Helgisson, nach Walhall.«

»Es ist genau so, wie ich es mir immer vorgestellt habe«, flüsterte Sven voller Ehrfurcht, während er den Blick durch die unendlich große Halle Gadsheims schweifen ließ.

Mista lächelte nur, denn sie kannte das rege Treiben, das sich allabendlich in Walhall abspielte: die Trinkgesänge der Einherjar, die sich von den Kampfspielen des Tages erholten; der herzhaft Geruch von Gullinburstis Fleisch, das zu jedem Fest von neuem aus dem Eber geschnitten wurde; der tanzende Glanz der Schwerter, der sich an den Schilden, die die Decke der Halle bildeten, widerspiegelte.

»Odin – wird er ...«, setzte Sven an.

»Ja, Odin wird kommen und sich zu seinem Heer gesellen«, versicherte Mista, deren Aufmerksamkeit plötzlich abgelenkt war. »Doch nun setz dich und trink, Sven. Es ist der Lohn für ein Leben, das eines Kriegers würdig war.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ sie ihren Schützling. Geschickt schob sie sich vorbei an anderen Schildjungfern, die dafür sorgten, dass Speis und Trank nie versiegt. Keinen Moment lang ließ sie ihr Ziel aus den Augen: Skuld, die durch eines der mächtigen Tore nach draußen schlüpfte.

Kaum hatte auch sie die Halle verlassen, umfing Mista die Stille, die sie so sehr liebte. Skuld war zwar verschwunden, doch sie wusste genau, wo sie die Walküre finden würde. Ohne Hast folgte sie den golden glänzenden Gängen, bis sie auf einem der unzähligen Balkons, von denen aus man ganz Asgard überblicken konnte, Skulds wallendes, rabenschwarzes Haar entdeckte.

»Ich habe es gesehen, Skuld«, stellte Mista fest und trat hinaus.

In der Ferne funkelte Bifröst, die Regenbogenbrücke, über die sie Sven erst vor kurzem geleitet hatte. Auch Skuld war mit ihren Einherjar aus Midgard hierher gelangt – aber nicht nur mit ihnen.

»Was hast du gesehen?«, fragte Skuld beinahe gelangweilt, ohne Mista eines Blickes zu würdigen.

»Was du getan hast.«

»Ach? Was habe ich denn Schreckliches getan?«

Langsam drehte sich Skuld um und funkelte Mista mit tiefdunklen, großen Augen an, deren Schwärze ihrem Haar in nichts nachstand.

»Das weißt du sehr wohl selbst«, erwiderte Mista, während sie sich eine silberne Strähne aus dem Gesicht strich, die sich aus dem strengen Zopf gelöst hatte.

Innerlich verfluchte sie sich für die Unsicherheit, die Skuld immer wieder in ihr auszulösen vermochte. Dabei waren sie sich in nicht nur in ihren Kampfeskünsten ebenbürtig, sondern auch in ihrer Muskelkraft, Schönheit und Klugheit.

»Odin wird es bemerken, Skuld. Irgendwann wird er die unwürdigen Krieger bemerken, und dann ...«

Skulds helles Lachen brachte Mista zum Verstummen.

»Und dann? Wird er sie aus Walhall verbannen und nach Hel schicken? Denkst du das wirklich, Mista? Dann ist deine Naivität nahezu grenzenlos.«

Bevor Mista antworten konnte, stieß sich Skuld von der Balustrade der Brücke ab, schritt mit hoch erhobenem Haupt an ihr vorbei und verschwand im Inneren der Burg.

»Das vielleicht nicht!«, rief Mista ihr hinterher. »Aber er wird dich bestrafen! Vielleicht wird er stattdessen dich nach Hel verbannen oder dich Fenrir übergeben!«

Mistas Wut schäumte über, weil Skuld es wagte, sie einfach stehen zu lassen. Dankbar sollte sie ihr sein, dass sie nicht einfach zu Odin ging und ihm alles erzählte, was sie wusste!

»Bestrafen? Belohnen wird mich Odin, wenn er es denn je bemerken sollte«, erwiderte Skuld, ohne stehen zu bleiben.

»Das ist es also, was dich antreibt? Du buhlst um Odins Gunst?«

Mista nahm kaum wahr, wie Skuld herumwirbelte. Den Schlag, der sie mitten im Gesicht traf und sie zu Fall brachte, spürte sie umso deutlicher.

Kalter Zorn glitzerte in Skulds Augen, als sie sich über Mista aufbaute, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Hüte deine Zunge, liebste Schildschwester«, zischte Skuld. »Und wage es niemals wieder, mir Selbstsucht zu unterstellen – nie wieder!«

»Weshalb dann? Weshalb verrätst du uns und Odins Gesetz?«

»Halt den Mund!«, schrie Skuld. »Du sprichst von Dingen, die du nicht verstehst!«

Mista schluckte hart, denn so hatte sie Skuld noch nie erlebt. Der Walküre, die sonst so gefasst, beinahe hochnäsig war, stand die Zornesröte im Gesicht. Ihr Atem ging schwer, und bei jedem Wort, das sie gegen Mista spie, zitterten ihre Lippen.

»Du weißt nichts«, fuhr Skuld fort. »Nein, schlimmer noch: Du weißt es, aber du nimmst es hin, so wie Gullinbursti es hinnimmt, dass sein Leben einzig und allein daraus besteht, den Kriegern Abend für Abend als Mahl zu dienen. Aber das Leben des Ebers hat wenigstens den Sinn, Odins Heer bei Kräften zu halten, während du und die anderen Schildjungfern viel zu sehr damit beschäftigt seid, euch dem Schicksal zu unterwerfen.«

Verwirrt kniff Mista die Augen zusammen. Worauf Skuld nur hinauswollte? Doch Skuld wandte sich um und verschwand in den labyrinthartigen Gängen Gladsheims, bevor Mista Antworten auf ihre Fragen einfordern konnte.

Lange wanderte Mista auf der Suche nach ihrer Schildschwester durch Odins goldene Burg. Sie wusste sehr wohl, dass sie ihre Pflichten vernachlässigte. Sie wusste auch, dass sie sich dadurch Odins Zorn zuziehen würde. Doch bevor sie keine Antworten auf ihre Fragen hatte, war das unerheblich.

Sie fand Skuld in einem Erker, von dem aus sie hinunter in die riesige Halle blicken konnte.

Schweigend setzte sich Mista neben die Walküre und beobachtete das Treiben in Wallhall. Die Festivitäten hatten ihren Höhepunkt erreicht, und auch Odin hatte sich mittlerweile zu seinem Heer gesellt. Als mächtiger Krieger, der er war, thronte er am Kopf aller Tafeln, auf den Schultern die Raben Huginn und Muninn, seine Hände im Fell der Wölfe Geri und Freki vergraben.

»Er wird es herausfinden«, flüsterte Mista, »so sicher, wie die Sonne jeden Morgen aufgeht.«

»So sicher, wie Ragnarök über uns hereinbrechen wird«, entgegnete Skuld, ohne das ausgelassen feiernde Heer der gefallenen Krieger aus den Augen zu lassen.

»Ragnarök?«

»Das verstehst du nicht«, winkte Skuld ab. »Du willst es gar nicht verstehen.«

»Das sagst du bereits zum zweiten Mal«, bemerkte Mista, während sie die Hand auf die Schulter ihrer Schildschwester legte.

»Lass mich!«, zischte Skuld und schüttelte die Hand ab. »Ich gehe meinen Weg, ob Odin mich dafür straft oder nicht. Geh, Mista. Geh und berichte ihm von meinen Taten, wenn du es musst. Aber glaube nicht, dass ich bereue oder dass du mich dadurch läutern wirst.«

»Wenn ich Odin alles erzählen wollte, hätte ich es längst getan. Ich weiß es nicht erst seit heute, ...«

Nun blickte Skuld Mista überrascht an. Ihre Augen verengten sich, dann umspielte die Andeutung eines Lächelns ihre Lippen.

»Was hat dich davon abgehalten, mich zu verraten, meine pflichtgetreue Schildschwester?«, fragte sie schließlich.

»Ich will es verstehen, bevor ich endgültig urteile«, erwiderte Mista, die auf einmal spürte, dass ihre Worte bei Skuld nicht nur Trotz und Wut hervorriefen. »Erkläre es mir: Weshalb behandelst du Krieger, deren rechtmäßiger Platz in Hel wäre, wie Einherjar?«

Als Antwort deutete Skuld hinunter zu einer der Tafeln, wo ein drahtiger Jüngling gerade einen Becher Met leerte.

»Das«, verkündete Skuld, »ist Ansgar Björnsson. Er war noch zu jung, um sich einen Namen in der Schlacht zu

machen. Und er war zu jung, um zu wissen, wie man einem Kriegshund begegnet. Er schlug sich tapfer, aber seine Angst lähmte ihn.«

»Er ist kein Einherjar«, stellte Mista fest.

»Nein, aber vielleicht wäre er einer geworden.«

»Vielleicht? Es ist nicht unsere Aufgabe, über ein Vielleicht zu urteilen. Unsere Aufgabe ist es, ...«

»... die tapfersten Krieger Midgards nach Walhall zu geleiten und Odins Heer zu stärken«, vollendete Skuld den Satz.

Mista nickte, denn sie wollte unter keinen Umständen den Redefluss ihrer Schildschwester unterbrechen. Währenddessen wanderte Skulds Finger weiter, bis er auf einen übergewichtigen, einarmigen Kerl in zerschlissener Rüstung zeigte.

»Herigar, der Flüchtige«, erklärte Skuld. »Der Wundbrand hat ihn seines Armes beraubt. Seither ...«

»Seither hat er jeden offenen Kampf vermieden und seine Gegner hinterrücks erschlagen«, ergänzte Mista, ohne zu versuchen, die Verachtung in ihrer Stimme zu unterdrücken.

Skuld lachte auf und schüttelte den Kopf.

»Das ist, wie du es zu sehen beliebst«, sagte sie. »Aber ist es nicht bereits tapfer, in den Kampf zu ziehen und sich seinen Möglichkeiten entsprechend zu verhalten, statt sich gänzlich vor dem Waffengang zu drücken?«

»Waffengang!«, schnaubte Mista. »Seinen Gegner zu meucheln, nenne ich keinen Waffengang.«

Einen Moment lang stellte sich die Walküre vor, wie es wohl sein musste, mit nur einem Arm auf dem Schlachtfeld zu stehen, zu wissen, dass eine Seite gänzlich ungedeckt sein würde und zu den Göttern zu beten, dass der Feind nicht von zwei Seiten gleichzeitig auftauchte.

»Er ist kein Einherjar«, beharrte sie dennoch und setzte damit ihren Zweifeln ein Ende.

Zischend sog Skuld die Luft ein und öffnete den Mund, als wollte sie ihrer Schildschwester eine Antwort entgegenschleudern. Doch sie besann sich eines Besseren, hob verächtlich die Augenbrauen und drehte sich um.

»Du wirst es nie verstehen«, murmelte sie. »Du nicht, die anderen Schildjungfern nicht – vielleicht würde nicht einmal Odin selbst es verstehen.«

»Dann erkläre es mir!«, fauchte Mista, die des Versteckspiels und der ständigen Andeutungen allmählich überdrüssig wurde.

Skuld wirbelte herum, sodass ihr Haar wie die Flügel eines Raben im Wind flatterte. In ihren kohleschwarzen Augen glomm ein Funke, der sich aus Trotz, Entschlossenheit und eisernem Willen speiste. Sie wirkte derart bedrohlich, dass Mista unwillkürlich zurückwich, bis ihre Schultern über Gladsheims goldenes Mauerwerk schabten.

»Bist du wirklich so dumm, liebste Schildschwester, oder einfach nur naiv?«, zischte Skuld. »Muss ich dir wirklich erzählen, was geschieht, wenn Ragnarök über uns hereinbricht?«

»Nein«, entgegnete Mista scharf. »Die Sterne werden vom Himmel fallen, die Erde wird beben und die Berge werden einstürzen. Der Wolf Fenrir wird sich von seinen Fesseln befreien und zusammen mit der Midgardschlange über die Welt herfallen. Odin, die Götter und die Einherjar werden gegen das Heer Hels in die Schlacht ziehen ...«

»Und verlieren!«, rief Skuld.

Ein Leichentuch aus eisigem Schweigen legte sich über die Schildschwestern, deren Blicke sich ineinander verfangen hatten und einen unerbittlichen Kampf ausfochten. Die ausgelassenen Gesänge, das Klappern und Klirren von Bechern und Tellern, das fröhliche Gelächter und die prahlischen Reden, die zu ihnen hinaufdrangen, hörten sie nicht.

»Ja«, flüsterte Mista schließlich. »Sie werden verlieren, wie auch ihre Gegner verlieren werden. Alle werden sterben: Odin, Fenrir, die Einherjar, die Midgardschlange ... und auch wir. Ragnarök wird das Ende der Welt sein; das Ende all dessen, was wir kennen und was wir sind.«

Plötzlich bedeckte ein Tränenschleier die Glut in Skulds Augen. Sie blinzelte und wischte mit dem Handrücken über ihr Gesicht, doch sie konnte nicht verhindern, dass die Tränen den Weg über ihre Wangen fanden.

»Ich will aber nicht ... sterben ...«, schluchzte sie, bevor sie auf die Knie sank.

Hilflos blickte Mista auf ihre Schildschwester hinab. Noch nie hatte Skuld einen Hauch von Schwäche gezeigt. Und nun kniete sie auf dem Boden, das Gesicht in den Händen vergraben und mit von ihrem schwarzen Haar umhüllt, und weinte wie ein hilfloses Kind.

Schließlich näherte sich Mista zögernd ihrer Schildschwester und ließ sich neben ihr nieder.

»Es kommt, wie es kommen muss«, hauchte sie, während sie die Arme um Skulds bebende Schultern legte. »Wir alle wissen um unser Schicksal, und wir akzeptieren es.«

»Genau das ist es, was ich meinte«, antwortete Skuld schluchzend. »Alle nehmen es hin, dass Ragnarök unsere Welt auslöschen und uns vernichten wird.«

»Natürlich, denn niemand kann das Schicksal ändern.«

»Hat es denn schon jemals jemand versucht?«

Skulds Kopf ruckte hoch. Standen in ihren Augen zuvor Stolz und Wille, erblickte Mista nun Hilflosigkeit – und einen kleinen Funken Hoffnung.

»Nein«, antwortete sie. »Weshalb auch? Wir können die letzte Schlacht nicht gewinnen. So ist es vorherbestimmt.«

»Aber vielleicht können wir es doch!«, widersprach Skuld trotzig.

»Das hieße, das Schicksal zu besiegen, und das ist nicht einmal Odin selbst vergönnt.«

»Vielleicht genügt es ja bereits, das Schicksal zu überlisten oder ... auf unsere Seite zu zwingen ...«

Hätte Mista nicht erkannt, wie ernst Skuld ihre Worte meinte, sie hätte lauthals aufgelacht und den Vorschlag als unsinnig abgetan.

»Wenn das Heer der Einherjar nur mächtig genug ist, dann werden wir siegreich sein! Das ist das Gesetz des Krieges, Mista, das weißt du ebenso gut wie ich«, fügte Skuld mit bebenden Lippen hinzu.

»Und deshalb beraubst du Hel seiner Männer und führst sie nach Walhall, obwohl sie nicht hierher gehören ...«

Skuld nickte nur und blickte zu Boden.

»Das ist der falsche Weg«, flüsterte Mista.

»Ist es denn der richtige Weg, in den Tod zu gehen, ohne sich dagegen zur Wehr zu setzen?«

»Indem du die Regeln brichst?«

»Würde niemand die Regeln brechen, wäre Hel ein Ort ohne Leben.«

»Würde niemand die Regeln brechen, würde Hel nicht existieren, und alle Krieger würden hier in Walhall den Lohn für ihre Tapferkeit empfangen.«

Als hätten die gefallenen Krieger das Gespräch belauscht, brandeten aus der Halle Jubelgesänge in den Erker hinauf. Immer lauter krakeelten die Einherjar, bis sich ihre rauen Stimmen endlich fanden und zu einem Kriegslied zu Ehren Odins vereinten.

Kalte Schauer huschten über Mistas Rücken, als sie sich vorstellte, dass all das einmal nicht mehr sein sollte. Kein Weiser und kein Gott konnte mit Bestimmtheit sagen, wann Ragnarök über die Welt kommen würde, doch alle wussten, dass es geschehen würde. Irgendwann.

Nachdenklich wanderte ihr Blick über die goldenen Wände Gladsheims, dann über den erschöpften Körper Skulds. Es war falsch, dass sie Krieger in Odins Reich führte, die diesen ehrenvollen Platz nicht verdient hatten. Aber war es auch verwerflich? War es nicht sogar verständlich, dass ihre Schildschwester mit allen Mitteln versuchte, die Welt und ihr Leben zu retten – ihres und das aller anderen?

»Wirst du Odin von meinen Taten berichten?«, fragte Skuld mit zitternder Stimme.

Mista seufzte und erhob sich. Sie verschaffte sich Zeit, indem sie ihr silbernes Haar richtete und die Kleidung mit beiden Händen glatt strich. Dann fiel ein Schatten in den kleinen Erker.

»Ich habe meinen Namen gehört«, donnerte Odins Stimme. »Und ich frage mich, was so wichtig ist, dass ihr eure Pflichten vernachlässigt und nicht bei den Männern in Walhall seid?«

Mistas Herz begann zu rasen, als sie versuchte, sich auf Odins stahlblaues Auge zu konzentrieren und die Narbe

nicht zu beachten, die statt des anderen Auges das Gesicht des Gottes entstellte.

»Nun?«

Odin verlieh seiner Frage Nachdruck, indem er seine mächtigen Pranken vor der Brust verschränkte. Selbst sein dichter, fettig glänzender Bart konnte die ungeduldig mah-lenden Kiefer nicht verbergen.

Mistas Kehle war trocken wie ein versiegtes Flussbett nach einem heißen Sommer. Sie räusperte sich und blickte Hilfe suchend hinüber zu ihrer Schildschwester. Doch von ihr würde sie keine Unterstützung erhalten; noch immer hockte Skuld mit gesenktem Blick und hängenden Schultern auf dem Boden und wagte kaum, Luft zu holen – wie eine Angeklagte in Erwartung des Urteils.

Alle nehmen es hin, dass Ragnarök unsere Welt auslö-schen und uns vernichten wird, hallten Skulds Worte in Mistas Kopf wider. Ist es denn der richtige Weg, in den Tod zu gehen, ohne sich dagegen zur Wehr zu setzen?

»Nichts, Odin«, hörte Mista sich auf die Frage des Gottes antworten. »Es ist nichts. Wir haben ... unsere Pflichten vernachlässigt.«

Odin nickte bedächtig, als hätte er eben diese Antwort erwartet. Mit einer Hand strich er über seinen Bart, bevor er sie in die Halle verwies.

»Dann habt ihr etwas gutzumachen. Geht und sorgt dafür, dass der Met fließt! Ihr wisst, was von einer Schildjungfer erwartet wird.«

Ohne ein weiteres Wort stapfte Odin davon. Als Mista auf den breiten Rücken des Gottes starrte, war sie sich nicht mehr sicher, ob sie diese Erwartungen auch in Zukunft erfüllen wollte.

Das Lichtsiegel

Christel Scheja

Man sagt, dass zwei wie Marmorstatuen verharrende Drachen die zum Himmel offene Kuppel des Kristalldoms von Tamen bewachten. So kostbar war der Inhalt dieses Raumes, dass sein Erbauer Keros die mystischen Geschöpfe rief, um den Raum vor Eindringlingen zu schützen.

Dabei ruhte auf einer runden Steinplatte, genau in der Mitte des Raumes, nur eine schlichte Scheibe aus Metall. Um sie herum waberte ein sich ständig veränderndes Muster – das Lichtsiegel. Es war Zentrum des magischen Schildes, ohne den die Bewohner der Insel hilflos den Angriffen mächtigerer Seereiche ausgeliefert wären.

Keros handelte aus hehren Beweggründen, hatte er doch ein Zeitalter der Kriege und Seuchen erlebt – Jahre, in denen das alte Imperium der Vali zerbrach, als Wolken die Sonne über viele Spannen verdunkelten, die Feldfrüchte verderben und der Tod entweder qualvoll oder plötzlich kam. Tamen sollte ein Zufluchtsort für all die sein, die noch Hoffnung und Liebe in ihrem Herzen bewahrt hatten.

Doch die Nachfahren vergaßen, was ihre Vorväter auf die Insel geführt hatte und begannen die Macht des Siegels für sich zu nutzen. Sie plünderten die Küsten und überfielen Handelsschiffe jenseits des magischen Schutzes, kehrten wieder zu diesem zurück, wo sie sicher vor der Rache der anderen waren. Nur, wer das Geheimnis des Siegels kannte, auf einem Schiff Tamens reiste oder wie ein Vogel fliegen konnte, vermochte die unsichtbare Barriere zu durchdringen, die alle anderen mit Wucht zurückwies.

Immer wieder versuchten Menschen aus den Seereichen, die Seeherrschaft Tamens zu brechen – Assani vom Schwarzen Orden von Trask, lautlose Meuchelmörder; Krieger und Ritter, die sich mehr Ehre erwerben wollten; listige Seefahrer und Händler, und schließlich auch die Vedai – Angehörige einer Sekte des Windgottes Varellian. Mittels seltsamer

Gerätschaften, die dem Gott geweiht waren, vermochten sie, wie Vögel zu fliegen, ohne deren Gestalt anzunehmen."

– Aus den Chroniken von Tirlan –

Der Mann betrachtete zufrieden die sorgsam zusammengelegten Gerätschaften und berührte mit einer Hand den silbrig schimmernden, an Federn erinnernden Stoff. Vor ihm auf dem Regal ruhte die Ausrüstung einer Vedai: Schwingen aus leichtem silberfarbenen Metall, bespannt mit fremdartigen Tuch und Bändern für Stirn, Beine und Arme, an denen sechseckige Kristalle befestigt waren. »Du warst dumm genug, von oben in den Kristalldom einzudringen! Dabei ist das Blut der Schlüssel, nicht Mut oder Klugheit«, murmelte der Mann.

Er trat auf einen Rundgang und ließ seinen Blick über die Stadt schweifen, blickte anschließend hinunter zum großen Markt, der genau zu Füßen des Domes lag. Das achteckige Gebäude, aus dem der runde Turm über hundert Mannslängen emporragte, ehe er in der offenen Kuppel endete, überschattete den Platz. Die Richtstätte im linken Flügel des kreuzförmigen Marktes war gut einzusehen. Ein Flimmern lag über ihr, das die Kristallsplitter verursachten, die aus dem Mauerwerk ragten und das Licht der Sonne brachen.

Dort unten auf dem Platz starb die Besitzerin der Flügel, die Vedai, einen langsamen und qualvollen Tod. Sie war rücklings auf ein x-förmiges Kreuz genagelt. Zwar hörte der Mann nur das Rauschen des Windes, aber er konnte sich denken, mit welchen Worten das Gesindel Tamens das Weib verspottete, während sie sie mit Abfällen bewarfen. Die Wächter achteten allerdings darauf, dass keiner der Pöbel sie berührte – die Frau sollte nicht vor ihrer Zeit sterben und möglichst lange leiden. *Stumm und ergeben leiden*, fügte der Mann in Gedanken hinzu. *Wie es die Art der Vedai ist*. Dann wandte er sich wieder seinen Aufgaben zu.

Die Nacht war mondlos, aber sternenklar. Syreen blickte an der Richtstätte vorbei über den Markt. Vielleicht hatten die

Bettler noch etwas Essbares übrig gelassen oder die eine oder andere Münze im Schmutz übersehen, denn sie traute sich nicht ohne Beute zu der Fetten Tagee zurück, die ihr Essen und ein Nachtlager gab.

Auch wenn die Dicke ein keifendes und bösesartiges Weib war, so beschützte sie ihre »Zöglinge« doch vor dem anderen Gesindel. Dafür verlangte sie, dass die Jungen und Mädchen für sie stahlen oder arbeiteten.

Syreen hatte an diesem Tag weder eine Arbeit für ein paar Rehm gefunden, noch das Glück gehabt, unbemerkt eine Münze zu stehlen oder einen Beutel abzuschneiden. Ein Mann hatte sie sogar erwischt und verprügelt, aber nicht den Wachen ausgeliefert. Trotz ihres schmerzenden Hinterteils war sie ihm dankbar dafür gewesen.

Sie hielt erschreckt inne, als ihr Magen laut und vernehmlich knurrte, blickte sich hastig um und presste dann ihren Körper enger an das noch warme Holz des Podestes.

Syreen kauerte unter der Richtstätte und fühlte einen kalten Schauer über ihren Rücken rinnen. Dort oben war auch ihre Mutter gestorben, gekreuzigt und angenagelt wie die Fremde, nur weil sie ihrem Herrn entflohen war. Ob Sklave, Dieb oder Eindringling, es gab nur diese Strafe.

Das Mädchen zitterte am ganzen Leib, weil ihr das Gleiche blühen konnte, wenn die Wachen sie eines Tages erwischten. Dennoch schob sie sich die Stufen hinauf und blickte sich vorsichtig um.

Die Wächter waren fort und hatten die Fremde, die bestimmt schon tot war, liegen lassen. Syreen starrte auf den reglosen Körper und hielt die Luft an. Tränen liefen über ihre Wangen, als sich andere Bilder über diesen Anblick schoben, Erinnerungen aus ihren Alpträumen.

In diesem Moment wünschte sie sich weit fort.

Syreen wollte sich wieder abwenden und davonlaufen, die Prügel und Schelte der Fetten Tagee hinnehmen, doch dann keimte eine letzte Hoffnung in ihr. Vielleicht hatte die Tote noch etwas bei sich, das die Soldaten und die Herren des Kristalldomes übersehen hatten.

Das Mädchen drehte sich wieder um und näherte sich dem Kreuz. Es blickte hinunter und schluckte, sah das Blut, das

aus den Armwunden, aber auch aus tiefen Kratzern am Körper gequollen kam, weil es noch nicht ganz geronnen war. Im Tod wirkte das schmale und spitze Gesicht der Fremden bleich und entspannt. Und sie war viel größer und schmaler als eine Bewohnerin Tamens.

Das war also eine Vedai, eine von den »Ketzern, die Vanaimar freveln« und die in den Geschichten, die sich die alten Männer und Frauen an den Straßenecken erzählten, schreckliche Dinge verübten. Das jedoch konnte das Mädchen, als sie der Toten nun ins Gesicht blickte, nicht mehr glauben.

Syreen berührte das feine weißblonde Haar der Reglosen, das an einer Stelle von Blut aus einer Stirnwunde verklebt war. Sie quietschte erschreckt auf, als sie sich den Daumen an einem spitzen Gegenstand stach. Daraufhin schob sie das Haar der Toten beiseite.

Schwach blitzten Perlen im Sternenlicht auf, und Syreens Angst wandelte sich in Erleichterung. DAS würde die Fette Tagee zufrieden stellen. »Du brauchst sie nicht mehr, darum überlasse sie mir«, murmelte das Mädchen und löste mit zitternden Fingern den Verschluss.

Das tat sie auch an der anderen Seite, wo ihr verklebtes Blut die Arbeit erschwerte. Schließlich stopfte sie den Schmuck, der unter dem dichten Haar übersehen worden war, in ihren schmutzigen Kittel. Erst als sie wieder unten stand, erschrak sie über ihren eigenen Mut und rannte, so schnell sie ihre Füße trugen, davon.

»Das sind wertlose Steine! Für die bekomme ich nicht mal eine Rehm!«, keifte die Fette Tagee und holte aus. Syreen duckte sich, bemerkte aber, wie die Matrone den Schmuck einsteckte.

»Bei allen Dämonen der Tiefsee! Ich habe genug von dir!« Sie schlug nach Syreen und brüllte weiter: »Dreeckige Göre, du wirst jetzt auf andere Weise für deinen Unterhalt bezahlen, und den Ärger, den du mir gemacht hast. Ich verkaufe dich an das Haus der Sieben Tugenden!« Diesmal klang die Drohung so ernst, dass Syreen ahnte, dass es diesmal nicht dabei bleiben würde.

Mit einem Schrei tauchte sie unter den Pranken der Matrone hinweg. Lieber wollte sie sich allein auf den Straßen herumtreiben, als in das Haus der Sieben Tugenden gesteckt zu werden – ein Freudenhaus, das für seine niedrigen Preise und abartigen Praktiken bekannt war. Kein Mädchen überlebte dort lange, weshalb die Fette Tagee immer wieder neues weibliches Fleisch abliefern konnte.

Syreen schlug das Herz bis zum Hals. Nur weg von hier!

Ein letztes Mal wich sie den Händen der Frau aus und drückte die Tür auf. Ein Tritt verstärkte den Schwung und ließ sie in der Dunkelheit auf das Pflaster prallen. Vor Schmerz schossen Syreen Tränen in die Augen, aber die Angst verlieh ihr die Kraft, trotz des angeschlagenen Knies aufzustehen und davonzuhumpeln. Hinter sich hörte sie die keifenden Verwünschungen der Fetten, die sie in den tiefsten Abgrund und auf den Richtblock wünschte. Verfolgen würde die Alte sie nicht – Syreen wusste, dass Tagee in der Nacht nicht viel sehen konnte.

So verkroch sie sich nur wenige Straßen weiter in einem zusammengefallenen Verschlag und kauerte sich auf verdrecktes Stroh. Ihr Knie pochte und die Wunde im Daumen brannte, aber das war es nicht, was sie zum Weinen brachte. Obwohl sie einem schlimmen Schicksal entgangen war, sah ihr Leben doch nicht rosig aus. Sie würde entweder verhungern, getötet werden, oder einem bösartigeren vermeintlichen Beschützer in die Hände fallen. Diese Befürchtungen begleiteten sie schließlich auch in ihren Schlaf.

Syreen erwachte mit steifen Gliedern. Die Dämmerung hatte gerade eingesetzt, und Tamen erwachte langsam wieder zum Leben. In der Ferne ratterten Karren über das Pflaster, aus einem Haus erklangen Schreie und das Klirren von Ton.

Das Mädchen stieg aus dem Verschlag und rieb über das aufgeschürfte und angeschlagene Knie, das noch immer weh tat. Dann humpelte sie in Richtung des Marktes. Vielleicht konnte sie dort ja einen Kanten Brot oder einen Apfel erbeteln.

Mit hungrigen Augen blickte Syreen zu den Ständen der Bauern aus dem Umland, die ihre Waren ausbreiteten. Sie

bemerkte aber auch die anderen Bettler, die sich ihren Teil zu holen gedachten und die heruntergefallenen Früchte hinter den Fuhrwerken aufklaubten. Einige balgten sich auch um Teile einer Rübe, ein anderer lief mit einem in den Schmutz gefallenen Brot davon.

Auch auf der Richtstätte tat sich etwas. Die Soldaten entfernten gerade die Leiche der Fremden, um eine neue Hinrichtung vorzubereiten.

»Schau mal, jetzt ist diese Hexe auch nicht mehr als ein Stück kalten Fleisches, Nahrung für die Fische!«, spottete ein Mann in ihrer Nähe. »Und dabei sollen diese Vedai doch Erwählte ihres Gottes sein! Ein schöner Gott, der seine eigenen Priesterinnen nicht mal vor deren Hinrichtung retten kann!«

Syreen setzte sich schließlich auf eine Treppenstufe und verbarg den Kopf in Händen. Obgleich sie etwas Obst erbettelt hatte, nagte der Hunger noch immer in ihren Eingeweiden. Sie fühlte sich schwach und matt, wünschte sich nur noch den Tod herbei. Warum blieb sie nicht einfach hier liegen?

Keiner von den Vorübergehenden würde ein Häufchen Elend wie sie beachten: ein ausgehungertes Kind unbestimmbaren Alters mit dünnen, von blauen Flecken übersäten Armen und Beinen, verfilztem schwarzen Haar und einem eingefallenen Gesicht. Vielleicht würden Soldaten sie irgendwann wegschleppen und den Fischen zum Fraß vorwerfen. Das war immer noch besser, als Tag um Tag um Abfälle kämpfen zu müssen.

Es stimmte überhaupt nichts von dem, was die Fremden glaubten – es war eine Lüge, dass alle Bewohner Tamens im Wohlstand lebten. Nur die, die einem der reichen Kapitäne dienten, konnten gut leben. Die Unabhängigkeit von einem dieser Männer hingegen bezahlte man mit bitterer Armut und der Gewissheit, eines Tages auf dem Richtblock zu sterben. *Ich wünschte, ich könnte Tamen verlassen. In anderen Ländern ist das Leben bestimmt leichter ...*, dachte Syreen.

Im nächsten Augenblick fuhr sie hoch.

»Das ist mein Platz, du missratener Bengel!«, kreischte ein alter, einäugiger Bettler und schlug mit seinem Stab nach

ihr. Schnell rappelte sie sich auf, sodass das harte Holz nur den Stein streifte.

»Nein!«, zürnte sie, von einer plötzlichen Wut erfasst. »Ich gehe nicht! Such' dir doch einen anderen Platz, du alter, stinkender Bock!«

Verblüfft über ihren Mut, blieb sie stehen und streckte die Fäuste gegen den viel größeren und kräftigen Mann aus. Sie wollte nicht länger davonlaufen, um Prügel zu entgehen. Das würde sie auch nicht schützen, denn in der Unterstadt warteten viel gefährlichere Menschen auf sie.

»Ich werde dich lehren ...!«, zischte der Alte und bewegte sich flinker auf sie zu, als man vermuten konnte. Der Stock traf Syreens Arm, doch das Mädchen griff wider den brennenden Schmerz nach dem Stab und riss daran. Der Bettler taumelte ein paar Schritte nach vorn, konnte sich aber an einer Wand abfangen. Grollend drehte er sich um, den Stock wie eine Waffe gezückt, und zielte auf sie.

Syreen lachte verwirrt über ihren Erfolg, doch ergriff sie rechtzeitig das Gefühl, vorsichtiger sein zu müssen. Aus den Augenwinkeln sah sie eine weißgekleidete Gestalt herankommen und vor sie hintreten. »Keine Gewalt auf den Stufen des Kristalldomes! Du hast gegen das eherner Gebot verstoßen, alter Mann!«

Syreen wich instinktiv zurück. Hastig sah sie sich um. Der Priester des Siegels schien sie für weniger wichtig als den Bettler zu halten. Vielleicht konnte sie sich ungesehen aus dem Staub machen.

Der Alte war inzwischen so in Wut geraten, dass er mit dem Stab herumfuchtelte und den Priester bedrohte: »Dieser Bengel da, dieser unverschämte Junge, hat mir meinen Platz genommen! Ihr selbst habt ihn mir zugewiesen! Und jetzt wollt Ihr einem alten Veteranen sein Brot verweigern!« Keifend schlug er nach dem Priester. Dieser rief sofort um Hilfe. Andere Weißgekleidete eilten die Stufen hinunter, um ihrem Gefährten beizustehen.

Den Tumult ausnutzend, eilte Syreen die Stufen hinauf und betrat den Kristalldom.

Im Schatten der Säulen schlich sie sich durch die Gebetshalle. Der hohe Raum war voller Menschen, die in andächti-

gem Gebet vor dem Symbol des Siegels versunken waren oder den Priestern ihre Gaben überreichten. Keinem Tame-ner sollte es verwehrt sein, dem Siegel zu huldigen, von dem hier nur das Abbild zu sehen war. Aber Abschaum wie sie war an diesem heiligen Ort dennoch nicht gern gesehen.

Was tue ich hier?, fragte sie sich plötzlich. Hatte sie nicht einen anderen Weg wählen wollen, weg vom Tempel, in die Menge hinein?

Aber es brachte nichts, jetzt noch darüber nachzudenken. Stattdessen floh das Mädchen erschreckt in einen Gang, als die Priester von draußen zurückkehrten. Zwei führten den Bettler mit sich, der nun gar nicht mehr so wütend wirkte, sondern zitternd um Gnade flehte.

Mit pochendem Herzen wich Syreen in ein Treppenhaus aus, als sie Schritte aus der anderen Richtung hörte. Jetzt saß sie entgültig in der Falle, denn wenn man sie hier entdeckte, würde sie sicher nicht nur Prügel bekommen.

Syreen biß sich in die Hand, um nicht zu wimmern. Tränen standen in ihren Augen.

Auf einmal aber verschwand die Angst und machte einem ketzerischen Gedanken Platz: Warum sollte sie nicht einfach die Treppe hinaufsteigen und wenigstens einmal in ihrem Leben das größte Wunder Tamens betrachten, das Siegel?

Eine wilde Entschlossenheit überfiel den Geist des Mädchens. Nein, sie würde den Bewohnern Tamens endlich beweisen, wozu eine Sklaventochter fähig war. Sie würde damit all jene rächen, denen Leid zugefügt worden war!

Syreen stieg Stufe um Stufe die Wendeltreppe hinauf. Erst langsam, dann immer schneller, obwohl ihr der Weg durch ein seltsames Gestell erschwert wurde, das sie mit sich schleppte. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wie sie zu den fesselnden Bändern um ihre Gliedmaßen gekommen war, und es erschien ihr jetzt auch nicht wichtig.

Der Schweiß rann ihr von der Stirn und zog helle Bahnen über ihr schmutziges Gesicht. Dennoch wollte sie nicht ausruhen. Der Wunsch, das Lichtsiegel zu sehen, war stärker als ihre Erschöpfung und trieb sie voran.

Syreen seufzte, als sie schließlich in einer weiten, zum Himmel offenen, runden Halle stand, die vom Licht der Sonne durchflutet war. Zwei mehr als vier Mannshöhen große Drachenstatuen beugten sich über das Steinpodest, das die Mitte des Saales dominierte. Die Strahlen, die die Metallscheibe umwaberten, schienen heller als der Tagesstern. Nur schwer konnte sie ihren Blick von den sich ständig verändernden Lichtmustern lösen.

Doch sie musste ihre Augen abwenden, wenn sie nicht unter den Bann des Siegels geraten und sterben wollte. *Bei Varellian*, dachte sie, schließlich war sie gekommen, um es zu zerstören!

»Nein!«, schrie es in Syreen auf. Das waren doch nicht ihre Gedanken. Wer war Varellian, und welchem Auftrag folgte sie?

Eine leise Stimme in Ihrem Inneren hob an zu sprechen und klärte sie auf: Sie war auserwählt worden, um das Siegel zu stehlen. Das Schicksal des Landes hing von diesem kleinen Gegenstand ab. Nur solange die Metallscheibe die Kräfte des Steinpodestes lenkte, war der Schutz Tamens gesichert. Sobald die Metallscheibe verschwunden sein würde, könnten sich die Küstenvölker endlich für die jahrelange Tyrannei der Inselbewohner rächen. Bilder einer brennenden Stadt, eines zu Schutt zerfallenen Kristalldomes und sterbender Menschen tauchten vor Syreens geistigem Auge auf. War es das, was sie wollte?

Syreen starrte auf das Lichtsiegel.

Ich muss es an mich nehmen!, dachte sie.

Nein, das darf ich nicht. Dann würde genau das eintreten, was ich gesehen habe.

Das ist nur das, was die Bewohner Tamens den Küstenvölkern seit Jahrhunderten antun, verlautete die Stimme. Willst du das länger zulassen? Und was bedeutet dir Tamen?

Syreen rang nach Luft. *Tamen ist meine Heimat! Ich kenne nichts anderes als die Stadt. Hier bin ich aufgewachsen und weiß, wo ich etwas finde. Hier ...*

Sie schüttelte den Kopf, denn sie sah sich selbst auf dem Richtblock oder auf einer der Folterbänke des Hauses der Sieben Tugenden.

Was also bedeutet dir Tamen? Du kannst dich zwischen beiden Möglichkeiten entscheiden!, durchfuhr es sie.

Ganz deutlich spürte das Mädchen nun, dass eine andere Stimme für sie gesprochen hatte. *Entscheide dich, Syreen. Du hast nicht mehr viel Zeit zu überlegen. Jemand ist bereits auf dem Weg in die Halle.*

Syreen presste die Hände vors Gesicht und schrie leise auf. Entsetzliche Angst machte sich in ihr breit: Angst vor dem, was sich in ihrem Kopf eingenistet hatte und nun ihren Körper und Geist beherrschte. Wie gelähmt ließ sie zu, was nun geschah. Gegen ihren Willen rannte sie auf das Siegel zu und sprang auf die Steinplatte.

Ein sengender Schmerz verbrannte ihre Fußsohlen, aber sie wich nicht zurück, bis sie die kleine Metallscheibe erreicht hatte, sich bückte, und danach griff. Ihr Herz klopfte heftig.

Schlagartig erlosch das Muster, und die beiden Drachen über ihr regten sich. Rubinrote, stechende Augen suchten nach Syreen, donnerndes Grollen betäubte ihre Ohren. Das Mädchen wollte schreien. Stattdessen kamen fremdartige und überraschend entschlossen klingende Worte aus ihrem Mund. Plötzlich fühlte sie sich in die Luft gerissen und mit einem Zischen entfalteten sich Flügel auf ihrem Rücken.

Kleine, weiße Gestalten stürmten in die Halle, während sie einer auf sie zurasenden Drachenpranke auswich und über der schwarz verfärbten Steinplatte weiter in die Höhe stieg.

Sie hatte fast die Decke erreicht, konnte schon den Himmel über sich sehen. Dann erblickte sie unter sich die Drachen, die sich mit lauten Flügelschlägen ebenfalls in die Lüfte erhoben.

Syreen erschien es wie ein Alptraum, Tamen so weit unter sich zu sehen – eine dreieckige Insel mit grünen Feldern und Wäldern, die nur an einigen Stellen von Klippen und Riffen umgeben waren. Sie blickte auf die große Stadt, die von unten weiß hinaufschimmerte, auf die Schiffe mit den bunten Segeln. Das war das Tamen, das sie liebte und auf einmal schutzlos war.

Syreen bäumte sich gegen die fremde Seele in ihrem Inneren auf. Einen Moment lang gewann sie die Oberhand über

ihren Körper – stürzte daraufhin kurzerhand wie ein Stein vom Himmel, weil sie nichts mit den Gerätschaften, die ihrem Körper anhafteten, anzufangen wusste.

Ein wütender, geistiger Blitz traf Syreen und reaktivierte das Bewusstsein des Mädchens. Sie stieg wieder in die Höhe und tauchte unter einem Drachen hinweg, entwichte seinem heißen Atem um Haaresbreite, um daraufhin in einer Wolkenbank zu verschwinden. Es war so entsetzlich kalt – kleine Eiskristalle prasselten auf Syreen ein. Als sie die Eindrücke, die auf sie einstürzten, nicht mehr ertragen konnte, umhüllte gnädige Dunkelheit die Seele des Mädchens.

»Seruda, seht!« Die junge Vedai deutete zum wolkenverhangenen Himmel. Dort trudelte eine Fliegerin ungeschickt auf den Tempel Varellians zu.

»Wer ist das?«, fragte der weißhaarige Mann. »Hatte ich nicht verboten, bei diesem Sturm den Tempel zu verlassen?«

»Ich wüsste von niemandem, der ...« Die junge Frau verstummte und blickte den Mann bleich an, der ihren Blick ebenso besorgt erwiderte.

Inzwischen war die Vedai dicht über ihnen. Eine kleine, dürr wirkende Gestalt mit dunkler Haut und schwarzen Haaren hing in den Flügeln und bewegte sie nur noch schwach. Plötzlich klappte ein Arm noch oben. Eine Bö drückte den Flügel vollends weg. Der Körper drehte sich drei-, viermal und stürzte dann wie ein Fels in die Tiefe. Mit einem Knirschen brachen Metallstreben und Knochen, der Stoff des zerstörten Flügels bedeckte das Mädchen.

»Das ist doch nicht Miera?«

Die beiden Beobachter eilten zu der Unglücksstelle und zogen das Tuch weg. Wieder blickten sie sich verstört an. Der Mann beugte sich nieder und drehte das Mädchen um, das nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Ihr linker Arm war mehrfach gebrochen, aber das schien nicht die einzige Verletzung zu sein. Prellungen und Brandwunden überzogen ihre Beine.

»Eine Tamenerin?«, fragten sie sich wie aus einem Mund und sahen sich an. »Sie hat schwarze Haare und ist klein und

gedrungen. Kein Zweifel. Aber wie kommt sie an Mieras Flügel?«

Ein Zucken durchlief den gebrochenen Arm des Mädchens und löste ihre verkrampften Finger. Sie gaben eine schlichte Metallscheibe frei.

Die Augen des Mannes weiteten sich. »Das Lichtsiegel!«, rief er. »Varellians Gnade! Sie hat es geschafft! Geh, Arcia – lauf und sag es den anderen. Schicke den talendischen Boten zu mir, damit er dem Rat der Könige die gute Nachricht überbringen kann!« Vorsichtig steckte er die Metallscheibe ein und beugte sich wieder über das Mädchen, das langsam zu sich kam und ihn aus trüben Augen ansah.

Syreen verstand nicht, was der fremde Mann zu ihr sagte, aber sie spürte, dass er ihr nichts tun würde. Dann öffnete sich ihr Mund, und sie sagte ebenso unverständliche Worte – genau in dem Moment, als der fremde Geist sie erneut berührte. Noch einmal sah das tamenische Mädchen das Gesicht der Toten vor sich und wusste, dass der fremde Geist, der von ihrem Körper Besitz ergriffen hatte, Abschied nahm, weil er keine Kraft mehr hatte.

»Vater ...«, stammelte Miera aus dem Munde Syreens, »mein Körper ist tot ... folge ihm nach ... Das Mädchen ... nimm es auf, und helfe ihr. Nicht alle Tamener sind ... böse. Sie unterdrücken ihresgleichen auch ... kümmere dich um die Kleine, als sei ich noch in ihr ... Va ...!«

Syreen wimmerte, als sie den Schmerz spürte, der aus allen Teilen ihres Körpers ihren Geist überflutete. Sie blickte angstvoll zu dem Mann auf, der sie vorsichtig von den Bändern um ihren Körper befreite. Wieder sagte er etwas zu ihr, das sie nicht verstand. Doch Miera, die Fremde, war fort und ihre Seele konnte die Worte nicht mehr übersetzen.

Syreen wusste nun, wie die Fremde in ihren Körper gekommen war. Ihr eigenes Blut hatte sich mit dem der Vedai vermischt, als sie sich gestochen hatte. Mieras Seele, die mit mystischen Vorgängen vertraut gewesen war, hatte den Zufall genutzt, um sich ihres Körpers zu bemächtigen und über sie in den Kristalldom einzudringen. Miera hatte

gewusst, dass der große Zauberer, der das Lichtsiegel geschaffen und die Drachen zu dessen Aufsicht dort festgehalten hatte, tamenisches Blut von den Bannzaubern ausgeschlossen hatte. Demnach hatte nur ein Kind der Insel den Saal unbeschadet betreten oder der Steinplatte zu nahe kommen können. Eine letzte Erinnerung Mieras zeigte, wie die Vedai im Körper von Syreen in die Halle eingedrungen war – wobei die Drachen umgehend erwacht waren und Lichtstrahlen auf sie zuschossen ...

Ein stechender Schmerz löschte dieses letzte Bild. Der Mann hatte sie hochgehoben. Syreen wehrte sich nicht gegen seinen Griff, zumal sie die Hälfte ihres Körpers nicht einmal mehr bewegen konnte. Ob sie starb? Oder sollte sie tatsächlich am Leben bleiben?

Sie hatte überhaupt keine Angst mehr vor der Zukunft, denn alles, was sie von nun an erleben würde, wäre besser als ein Leben auf den Straßen Tamens. Das Mädchen sah den hochgewachsenen und hellhäutigen Mann hoffnungsvoll an. Er erschien ihr wie ein Bote des Schicksals, der endlich ihren größten Traum erfüllte ...

»Der Rat der Könige handelte sogleich, nachdem der Bote ihnen die Nachricht aus dem Tempel Varellians überbracht hatte. Von acht Küstenstädten aus brachen Kriegsschiffe auf, um schreckliche Rache an den Bewohnern Tamens zu üben. Sie brannten die Stadt bis zu den Grundmauern nieder und ebneten den Felsendom ein. Sie zeigten gegenüber den Menschen, ob arm oder reich, keine Gnade, denn Jahrhunderte der Tyrannei waren nicht einfach vergessen. Auf diese Weise bezahlten die Bewohner der Insel ihren Hochmut und den Verrat an den Idealen Keros', der diese Entwicklung vorhergesehen haben musste. Denn er hatte das Siegel gegen alle, nur nicht gegen eine Macht geschützt: die Verzweiflung tamenischen Blutes.«

– Aus den Chroniken von Tirlan –